

Tag. Sie wird zu ihm fahren. Wieder knöpft sie das Los in ihre Bluse, nimmt aus der Kommode den kleinen Federhut der Heimatstadt, setzt ihn vor dem Spiegel auf, und als sie die Tür hinter sich verschließt, muß sie sich wieder einen Augenblick mit den Fingern gegen die Mauer stützen.

Die Elektrische fährt sie zur Estação. Sie sieht geradeaus und hört auf kein Bitten, einen halben Platz weiter zu rücken. Am Bahnhof stößt sie vorm Schalter eine Frau wortlos fort, um sich erst das Billett geben zu lassen, aber sie tut es ohne Hast und Aufregung, wie unter einem Zwange. Die Abteile glühen, das Stroh der schwellenden Sitze zu berühren, ist kaum möglich. Sie reißt mit kurzem Ruck den Rollvorhang herab. Blaue Brummer summen träge auf und werden wieder still.

Ein Padre, dem das Wesen der Frau aufgefallen, redet sie freundlich an. Sie scheucht seine Annäherung mit dem Handgelenk wie eine Fliege fort. Einmal hält der Zug auf offener Strecke. Da springt sie auf und ruft in deutscher Sprache die Frage, was geschehen sei, warum man nicht weiterfahre. Ein dicker Herr mit einem bläulichen Brillanten am gelblichen Finger antwortet in das abweisende Schweigen hinein: „Alles gut! Alles gut!“ Sie sinkt wieder auf den Sitz, und der Zug scheint ihr im Rhythmus dieser Worte weiterzufahren.

Ein paar Stationen vor Petropolis steigt sie aus, fühlt mit spitzen Fingern nach dem knisternden Los in ihrer Bluse. Den Stationsbeamten fragt sie nach dem Weg. Er weist mit dem Zeigefinger hinüber nach dem Anfang der Felsenchaussee und mit dem

Daumen zur Sonne, die sie trotz seines Kopfschüttelns noch blendend am Himmel stehen sieht. Sie beginnt auszuschreiten,

eine seltsame Figur mit dem kleinen, feierlichen, schwarzen Federhut hier in dieser Landschaft mit den in ihrer Größe sogleichgültigen Berglinien. Ein paar Negerkinder aus dem letzten Dorf stellen sich vor sie und beginnen rückwärts zu laufen in langen blaukarrierten Kattunkleidern. Sie schiebt sie achtlos ohne Ärger beiseite; Lachen schlägt hinter ihr zusammen. Die Straße beginnt zu steigen, und sie fühlt das Unge- wohnte des Gehens



Sie starrt wie verblödet auf die Gewinnliste

in dieser Höhe. Ihre Schritte werden hastig, weit über sich sieht sie in immer wiederkehrenden Kurven ihren Weg, und eine Angst wie im Traum greift ihr an die Kehle, daß es unmöglich sei, ein solches Ziel je zu erreichen. Spärlich stehen staubige, harte Pflanzen am Wegrand, zwischen Felsen jäh eine aufschäumende Woge grellen Blütenzaubers. Als sie die Augen wendet, wieviel des Weges schon hinter ihr liege, sieht sie die Bucht von Rio in den sanften Bogen ihrer Ufer liegen, durch die klare Luft täuschend in zitternde Nähe gerückt. Im stillen Meer silbert wie eine leicht gezogene Linie der schmale Streifen eines Kielwassers, dessen Schiff nicht mehr sichtbar ist.

Wieder hastet sie weiter. Die Schatten der Felsen über dem Wege werden länger und senken ihr Unruhe ins Herz. Und als noch einmal die Berge den Blick in die Niederung freigeben, sieht sie schon gegen grünlich bleichen Himmel das Gipfellicht des Pao d'Assucar wie kühles Sternenlicht erstrahlen. Räderrauschen und Hupenton lassen sie zur